

vor Steinchen mit einem kleinen Meißel abgekratzt, wie man es bei Reinigung von Fossilien oder übermalten Bildern tut.

Die bis jetzt freigelegten Mosaiken stammen teilweise noch aus der ersten Bauzeit der Kirche im 6. Jahrhundert, teilweise gehören sie dem 9. und 10. Jahrhundert an. Whittemore meint, wenn man sie mit andern Werken ähnlichen Stils in Asien und Europa vergleiche, überzeuge man sich immer mehr, daß diese Kunst von Konstantinopel ihren Ausgang genommen hat und überall sonst bewundernde Nachahmung ist.

Umfchau

Intellektualismus - Irrationalismus auf dem Gebiet der Moral und Religion

Das heute brennende Problem Intellektualismus-Irrationalismus, mit dem diese Blätter kürzlich allgemein philosophisch und historisch sich auseinandersetzen, findet seine vornehmste theoretische Auswirkung, teilweise auch eine klärende Ergänzung, vor allem aber seine praktische Anwendung in den Dingen der Moral und Religion. Nirgends zeigt sich die erlebte Aufgebrochenheit dieses Fragenkomplexes spannender als in der Aporetik der neuzeitlichen Philosophie: sie reißt vor allem den Unterschied zwischen Sein und Wert, zwischen geltungsfreiem Erkennen und Wertempfinden auf; sie betont unnachlässig die Unzurückführbarkeit des Guten auf das Sein, der Moral und Religion auf Ontologie, des theoretischen Bestimmens der schlichten Sachverhalte und des Wertens, Beurteilens, Erlebens des Guten. Die christliche Denkart, die Philosophia perennis, mit den alle Einzeldisziplinen tragenden allgemein geltenden Prinzipien lehrt umgekehrt den innern Zusammenhang, die im Sein, letztlich im Absoluten gründende Einheit, die innern Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Ordnungen, zwischen dem Ontischen und Äxiologischen, zwischen der Existential- und Geltungswelt, zwischen der Metaphysik sowie der Moral und der Religion, und darum auch zwischen der Psychologie des Seinerfassens, des Geltungswahrnehmens, des Wertempfindens.

Gehen wir phänomenologisch voran. Arbeiten wir zunächst nach der Art Hufferles und Schelers aus der Analyse der Bewußtseinsgegebenheiten, aus der schlichten Schau der von jedem normalen Menschen

vorgefundenen Erlebnisse das Wesensmäßige des Wertes, des Religiösen, des Moralischen heraus. Jeder durch philosophische Reflexion, durch voreingenommene Theorien nicht verdorbene Mensch wird ohne weiteres sagen: etwas ganz anderes sind, in ihrer Ganzheit gesehen, die Wahrnehmung äußerer Erfahrungsgegenstände, die Erkenntnis einfacher mathematischer Lehrlätze, die ästhetische Empfindung eines Schönen, harmonischen Gegenstandes, die durch Unterricht, Autorität, Beten bedingte Einstellung zu Gott, die ethischen Erlebnisse des du sollst, du mußt, du darfst nicht, es ist dir erlaubt, freigestellt. Diese schlichten, urwüchsigen Urteile gehen notwendig aus der menschlichen Natur hervor. Sie weisen darum darauf hin, daß Sein schlechthin nicht daselbe ist wie Werte, speziell wie moralische und religiöse Werte, die sofort als ein Überrasgendes, Besonderes gedeutet werden. Diese phänomenologisch vorgefundenen Tatsachen liegen der modernen Geltungs- und Werttheorie zu Grunde. Auch der feinsinnigen Unterscheidung der Vorzeit. Scharf unterscheidet etwa der hl. Thomas die spekulativen, gewissermaßen angeborenen Prinzipien, kraft deren jeder zur Vernunft Erwachte sofort richtige Urteile fällt (z. B. das Ganze ist größer als der Teil), von den praktischen, ebenfalls als Mitgift der Natur verliehenen Prinzipien (z. B. das Gute ist zu tun, das Böse ist zu unterlassen).

Andererseits sträubt sich ohne weiteres, und zwar mit größter Entschiedenheit, daselbe unverdorbene, normale Denken gegen die moderne Geltungs- oder Wahrheits- sowie Werttheorie. Nach ihr sollen die ewigen, notwendigen Wahrheiten, die das theoretische und praktische Denken regulieren, die allgemeinen Wahrheiten der Metaphysik, etwa: Sein kann nicht zugleich

Nichtsein sein, oder der Mathematik: Zwei mal Zwei ist Vier, weder etwas Gedankliches noch etwas Seinshafte, im Existierenden Gründendes, aus dem Sein Ableitbares sein. Daselbe gilt von den Sätzen der Moral: von dem Satz, du darfst unter keinen Umständen lügen, dich am fremden Gut, an feinen Rechten, nicht unrecht vergreifen. Auch die religionsphilosophischen, die Religion unterbauenden Urteile, das höchste Wesen ist zu ehren, ihm ist zu gehorchen, fallen unter dieses schroffe Weder-Noch. Was ist nun dieses angebliche dritte Zwischenreich, welchen Sinn hat denn diese ideale Existenz des Wahrseins und Gutseins? Jeder klar Denkende sieht sofort ein, hier werden Gedankendinge, Abstraktionen des menschlichen Tuns, Verallgemeinerungen aus Einzelfällen in einem angeblich geistigen Raum verfelbständigt, ohne daß ihm oder ihnen eine daseiende Grundlage entspricht. Ein Philosoph, vor allem der vergleichende Philosophiehistoriker, freilich wundert sich durchaus nicht über diese Hypostasen: er weiß aus der Geschichte aller Zeiten und Denktypen, wie sehr das fachmännische, tiefer bohrende Spekulieren zu dieser Verfelbständigung bloßer Gedankendinge neigt und welche Unsumme verschiedener Konstruktionen es im Verlauf der Jahrtausende aufgebaut hat.

Die genannte Philosophia perennis hat in der Gesamtheit ihrer Sätze, ebenso klar und scharf, den Anteil des Intellektuellen und Irrationalen in der Grundlegung, in dem Prinzipiellen der Moral und Religion geteilt und wiederum harmonisch geeint. Sie hat beide Sondergebiete weder in bloße Seinsverhalte rationalistisch verflüchtigt oder dessen Erfassen in ausschließlich theoretisches Bestimmen gesetzt noch von dem Sein, dem Existentiellen getrennt. Wir sagten, in ihrer Gesamtheit. Was sich dieser und jener Denker, selbst führender Denker, ausgedacht hat, scheidet aus. Wir betonten weiter, in dem Prinzipiellen. Ob in der Einzelausführung, in Spezialanwendungen alles klar und harmonisch ist, diese ängstliche Frage trifft in keiner Weise die architektonische große Linie.

Gegenüber den Unklarheiten der Moderne ist vor allem der Objektivismus, die Erkennbarkeit, die Zurückführung der ethischen und religiösen Werte und Geltungen, auf das Sein entschieden klar darzustellen. Beginnen wir mit der Moral. Sie befaßt in

erster Linie Beziehung, freilich Beziehung eigener Art. Beziehung aber setzt notwendige Dinge, die bezogen werden, voraus, sind ohne ein Fundament, kraft dessen A auf ein anderes bezogen wird, und ohne einen Gegenstand, einen Terminus B, auf den das genannte A bezogen wird, unmöglich, undenkbar. Sachliche Beziehungen, im Gegensatz zu bloß intentionalen, gedanklichen Relationen, setzen Wirklichkeiten voraus, Wirklichkeiten im weitesten Sinn des Wortes. Damit ist bereits im allgemeinen der metaphysische Charakter der Moral erwiesen. Dabei verschlägt es einstweilen nichts, ob man mit der christlichen Philosophie eine heteronome oder mit den Neuere eine autonome Ethik vertritt, ob man gemäß gewisser Richtungen innerhalb der Scholastik das Eigensein, das Formalsein der Moral, des moralischen Aktes in die Angemessenheit zur höheren, vernünftigen Geislnatur des Menschen oder in die Übereinstimmung mit Gottes Willen und Wahrheit setzt.

Damit ist bereits der tiefste Sach- und Erkenntnisgrund berührt, warum die Moralordnung als allgemeine Wertosphäre und als dieses besondere Sittenverhältnis in einem Existierenden gründet. Wir wollen hier von den populären Erwägungen absehen, so wertvoll und beweiskräftig sie mittelbar auch sind. Es ist das Motio, das der hl. Augustinus wiederholt ebenso schöpferisch-tiefinnig wie gelegentlich-unsystematisch durchführt oder andeutet, das die Beweisführung aller Denker über den Zusammenhang der Moral mit der Daseinswirklichkeit trägt. In seiner Psychologie und Metaphysik geht er mit der heutigen Phänomenologie von der Tatsache aus, daß die Menschheit gewisse Verhältnisse ohne weiteres als moralisch, andere als unmoralisch anerkennt. Sie findet diese vor, sie anerkennt diese als bindende Normen. Wo, worin, wie erkennst du sie, worin gründet sie? fragt Augustinus im zweiten Buch De libero arbitrio. Du nicht in mir und ich nicht in dir. Das wird nun weiter ausgeführt, bis ihn die Dialektik zu Gott führt: in Gott ist der Seinsort, die Geburtsstätte dieser Verhältnisse. Was der intuitive Augustinus hier lapidar hinsetzt, bearbeiten die Späteren in sorgfältiger Analyse. Mit Gottes notwendiger Natur, unabhängig von seinem freien Willen sind die vorbildlichen Ideen, die Wesenheiten, die Sachverhalte, die daraus sich ergebenden Beziehungen, in unserem Fall des Men-

schen, der Vernunftwesen und ihrer Umwelt, ebenso notwendig, und zwar unveränderlich, gegeben. Unabhängig und vorgängig zum Erkennen, sei es göttlichem oder geschöpflichem, hat die gesamte Moralordnung dieses Sein, dieses Gegründetsein, dieses Sichnotwendigergeben aus Gottes Wesen, aber auch nur dieses und kein anderes. Sie existiert nur, insofern Gott existiert, aber noch nicht formell, sondern nur der Sachmöglichkeit nach. Erst in Gottes Denken haben sie ein ideales, geformtes Ansichsein, wie überhaupt jeder Inhalt, der vor Gottes allehendem Auge steht.

Von hier leuchtet auch der intellektuelle Charakter des Erfassens der moralischen Ordnung, der ethischen Werte ein. Setzen wir einen Augenblick voraus, was gleich zu erweisen ist, daß und wie der Verstand den Begriff eines Guten oder Wertes, also eines Erstrebenswertens, gebildet hat. Er weiß also, was Wert ganz allgemein ist. Dann geht er ohne Schwierigkeit zum Erfassen des sittlichen Guten über. Er erkennt spontan, daß er etwas Höheres in sich trägt, er berührt sein Personensein, dessen Würde und erkennt unmittelbar im allgemeinen, daß gewisse Verhaltensweisen, Handlungen, Beziehungen ihm entsprechen, von ihm gefordert, andere ihm entgegen gesetzt sind. Das ist ein Erkennen im eigentlichen Sinn des Wortes, ein Intellektualismus, ein ideelles Angeglichensein des Erkenntnisvermögens an das Objekt im selben Sinne wie beim Erfassen der genannten metaphysischen, mathematischen Wahrheiten, bloß daß der Gegenstand, die moralische Ordnung in einer andern Ebene liegt.

Ebenso wenig aber wie vorhin das Ansichsein der Moralordnung dem Ansichsein des Existierenden, des absoluten Wesens gleichgesetzt, sondern nur aus ihm abgeleitet, in ihm begründet wird, begrifflich aber von ihm scharf unterschieden wird: ebenso wenig wird hier das Erfassen des moralischen Wertes schlechthin mit theoretischem Erkennen gleichgesetzt. Wir können sofort ins Schwarze stoßen. Alles andere ist Geplänkel. Wir wiederholen: ein rein erkennender oder, um in der heutigen Sprechweise zu reden, ein ausschließlich statischer Geist ohne Begehren, ohne innere Dynamik würde nicht wissen, was ein Gut ist, würde es begrifflich nicht vom Sein abheben können. Nun ist aber ein Erkennen ohne Begehren, Statik ohne Dynamik eine Unmöglichkeit. Jede Fähigkeit ist feinsmäßig auf ihr Formelobjekt hingebunden,

hat ein angeborenes Streben, ein inneres Gravitiere zu ihm. Sonst wäre sie keine naturhafte Anlage. Sie erlebt unmittelbar in ihrem Sein und Tun dieses Hingebundensein, diese Erfüllungsmöglichkeit, diese Ergänzungsnötigkeit durch den ihr zugeordneten Gegenstand. Dadurch und darin erfaßt sie denselben als Gut, Wert. Diese große Wahrheit arbeitet in dem übertriebenen und doch wieder so tief sinnigen Satz des Max Scheler: Die Liebe hat den Primat vor dem Erkennen. Begrifflich ist es umgekehrt, das Erkennen steht vor dem Lieben, sachlich fallen sie in den Erkenntnis Kräften, in dem Seelengrund zusammen. Gefühl, Phantasie, Leidenschaft, Erlebnis und was man sonst noch an Irrationalem anführen mag, kommt, metaphysisch-psychologisch-erkenntnistheoretisch betrachtet, demgegenüber kaum in Betracht, so bedeutungsvoll es für den Aufbau der sittlichen Persönlichkeit auch ist.

Nach dem Gesagten kann das Verhältnis des Intellektuellen und Irrationalen in der Religion, im Religiösen kurz erledigt werden. Daß beide Ausdrücke hier im gleichen Sinn genommen werden, wie in dem eindeutig umschriebenen des vorausgehenden Artikels, daran muß hier erinnert werden. Man sollte meinen, daß die katholische Ästhetik und Mystik, die katholische Dogmatik und Kirchen- bzw. Heiligengeschichte, die christliche Philosophie das weitgehendste Verständnis, die höchste Schätzung für das Willentliche, das Charakterliche, die Leidenschaften, kurz das Affektive beim Zustandekommen der Religion habe. »Und wenn ich Glauben hätte, daß ich Berge versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, es nützte mir nichts«, dieses Pauluswort ist ihr Leitfaß. Man erkennt Gott, insofern man ihn liebt, dieses Wort des Meisters der Mystik, des hl. Bernhard, übernimmt sie in dem von ihm gemeinten Sinn. Zwischen theoretischem Erkennen und praktischem Handeln ist am allerwenigsten in religiösen Dingen Proportion, ebenso wenig wie zwischen natürlicher Begabung und übernatürlicher Begnadigung. Es ist ein oft durchgeführter Gedanke der christlichen Philosophie und katholischen Theologie, daß der Appetitus inermatus des ganzen Menschen und der einzelnen höheren Fähigkeiten virtuell Gott meint, zu ihm hin gravitiert, weil und indem sie auf das Unendliche, Absolute gehen, nur dort ihre Erfüllung finden.

Was indes die christliche Gottes- und

Weltweisheit in Übereinstimmung mit der Heiligen Schrift und Überlieferung, mit der kirchlichen Lehrautorität, gerade auch in der neueren Zeit, gegenüber dem maßlosen, unklaren, überheblichen Subjektivismus und Irrationalismus betont, das ist zunächst die Möglichkeit und relative Leichtigkeit, Gottes Dasein, Wesen, Eigenschaften, das Verhältnis Gott-Welt-Mensch mit natürlichen Kräften zu erkennen und streng wissenschaftlich zu beweisen. Dabei sind sich die genannten Disziplinen und Autoritäten aber wohl der Grenzen dieses Könnens bewußt. Darum betonen sie nachdrücklich die, wenn auch nicht absolute, so doch moralische Notwendigkeit einer übernatürlichen Selbstoffenbarung Gottes, um allgemein irrtumsfrei zu diesen religiösen Erkenntnissen zu gelangen. Daher ihr apologetisches Eintreten für die Autorität eines lebendigen Lehramtes in den Belangen der Religion.

Zweitens hat die katholische Wissenschaft, Theologie und Philosophie, es sich besonders angelegen sein lassen, den Anteil des Erkennens und Wollens, des Objektes und Subjektes, Gottes und des Menschen, der Natur und der Gnade beim Zustandekommen des Glaubens, in dem Verhältnis der Glaubenswahrheiten zu denen der Vernunft abzugrenzen. Je nach den Zeitaufgaben, Zeitnöten, dem Wissensstand und Kulturbewußtsein wurde bald die eine Seite, bald die andere mehr hervorgehoben, etwa im Kampf gegen den Pelagianismus mehr die Gnade, gegen die Reformatoren des 16. Jahrhunderts das Verstandesmoment.

Daß Glauben vornehmlich Sache des Willens, der freien Entscheidung, freie sittlich-religiöse Haltung ist, geht klar aus zahllosen Darlegungen des Alten Testaments, besonders aber der Evangelien und Apostelbriefe hervor. Glaube ist gemäß den Konzilien, Päpsten, Theologen wesentlich deshalb ein freier Willensakt, weil er verdientlich ist, weil sein Gegenstand stets mit einer gewissen Dunkelheit behaftet bleibt, also dem Verstand keine Beipflichtung abnötigen kann wie ein evidenten Objekt. Glauben ist ohne Gnade nicht möglich, das ist unfehlbares Dogma. Noch mehr. Wie die Entwicklung des *Doctor gratiae*, des hl. Augustinus, und des Semipelagianismus lehrt, ist schon das bloße Glaubenwollen, der *pius credulitatis affectus*, ohne zuvorkommende Gnade unmöglich. Wahrhaftig, der Irrationalismus

in unserem Sinn, trifft die Entscheidung beim übernatürlichen Glauben. Nicht nur beim Entstehen des Glaubens, sondern vor allem auch beim Ausharren im Glauben. Wer katholisch erziehen ist und sich bemüht, nach dem Glauben zu leben, wird vielleicht lange nicht verstehen und sich sogar wundern, warum die verschiedenen Apostel in ihren Briefen so oft und nachdrücklich den Abfall vom Glauben der Habsucht, den Lüsten, dem Hochmut, kurz den Lastern zuschreiben. Wer Erfahrung hat, sieht den tiefinnern Zusammenhang zwischen dem Affekt und dem Glauben.

Andererseits hebt die katholische Lehre in den mannigfaltigsten Motiven die Vernunftgemäßheit, die Urvernünftigkeit, also den Intellektualismus beim Glauben hervor. Jesus Christus wirkt deshalb die vielen, packenden Wunder, beruft sich auf sie, weist sich durch seine Lehre, seine sittlich-religiöse Haltung vor dem vernünftigen Denken aus. Ebenso die Apostel. Die führenden Apologeten, ein Justinus, Klemens von Alexandrien, die Kirchenväter und nach ihnen die Gesamtscholastik ergehen sich mit einem großen Aufgebot spekulativen Könnens und positiven Wissens über die *praeambula fidei*, über Möglichkeit, Angemessenheit, Nutzen, Notwendigkeit, Erhabenheit der Offenbarung und des Glaubens. Stets entsprechend den Zeitaufgaben. Wie die *Summa contra gentes* des hl. Thomas nur aus ihrer Aufgabe, der Auseinandersetzung mit dem damaligen Unglauben, zu verstehen ist, ebenso ist der philosophische Fortschritt in der Theodizee und der theologische in der Apologetik aus den Auseinandersetzungen mit dem Deismus, Naturalismus des 16./17. Jahrhunderts, vorab der Aufklärung des 18. hervorgegangen.

Speziell gegenüber dem maßlosen Irrationalismus des Fiduzialglaubens der Reformatoren, hob das Trienter Konzil hervor, arbeiteten die Theologen heraus, daß der Glaubensakt formell ein Verstandesakt sei, eine intellektuelle Zustimmung belege, wie der menschliche Glaube überhaupt ein Ja-sagen des Verstandes ist. Wie die Glaubensneuerer allen Intellektualismus aus dem übernatürlichen Glauben verbannten, so auch vielfach oder meist die späteren nichtkatholischen Theologen und Philosophen.

Was nützt, ist Klarheit, Einfachheit, Sachkenntnis. Sie wurde hier angestrebt. Mag das auch unzeitgemäß erscheinen. Das

hat schon unser großer deutscher Dichter geruht: »Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, Das Wahre bleibt der Nachwelt unverloren.«

Bernhard Janfen S. J.

Pascal unter uns

Die Geschichte hat auch tröstliche Erfahrungen. Ist es nicht tröstlich, daß wahre geistige Größe mit dem geschichtlichen Abstand nicht verliert, sondern nur um so wichtiger hervortritt? Dafür ist uns wieder ein Beleg Blaise Pascal, dessen Andenken sich in unsern Tagen so merkwürdig erneuert. Freilich mußte sein Wesensbild erst reiner erstehen und der überzeitliche Wert daraus klarer erhoben werden. Pascals Ruhm als eines der Begründer moderner Physik und Mathematik war ja eigentlich nie verdunkelt und steht auch heute noch in vollem Licht. Was seinen Namen am häufigsten ertönen ließ, der furchtbare Angriff seiner »Provinzialbriefe« gegen die Gesellschaft Jesu und ihre vermeintliche Moral, das wird heute wenigstens von den Verständigen als die fragwürdigste Seite des seltsamen Geistes erkannt und darum am liebsten schnell übergangen. Ganz hoch aber erstrahlt den Heutigen das religiöse Genie, der Mensch, der mit unerhörter Hellsichtigkeit und eindringlichem Ernst die Grundfragen des religiösen Seins stellte, nicht wie man eine beliebige Frage der Wissenschaft stellt, - da würde man ja die eigentliche Tiefe dieser letzten entscheidenden Seinschicht unrettbar verfehlen -, sondern aus tödernster Beteiligung, als Kämpfer um Leben und Tod, um den Gott seines Heiles.

Und, was für ein religiöses Ringen wahrlich nicht gleichgültig ist: er erwacht mit seinen schweren innern Anliegen mitten aus seiner Zeit, die eine der schicksalvollsten Scheiden der menschlichen Geistesgeschichte bedeutet; denn es ist der Beginn des modernen naturwissenschaftlichen Zeitalters und all der umwälzenden Folgen für das bisherige Weltbild und Weltgefühl und all der Erschütterungen bis in den Kern des religiösen Lebens, die wir heute noch schmerzlich spüren. Er steht aber darin nicht als »Apologet«, der von Außen mit Besorgnis das Ungeheuer sich heranwälzen sieht und irgendwie ein Ausweichen sucht. Pascal ist selbst einer der Bahnbrecher des Neuen; er kennt die Aufgaben der Forschung und kennt die Menschen seiner Zeit, und als dieser Mitfor-

scher und Mitkämpfer, mit dieser höchsten Beglaubigung läßt er vor diesen Menschen seiner Zeit die religiöse Frage als unausweichliche Entscheidung aufstehen. Aber im Sprechen aus seiner Zeit und zu seiner Zeit trifft er doch die religiöse Frage von Anbeginn und von allen Zeiten ins Herz. Diese Unvergänglichkeit des Pascalschen Gedankens (und »Gedanken«, Pensees, hat man ja die einzig auf uns gekommenen Bruchstücke seines ungeheueren Planes einer umfassenden Apologie des Christentums genannt) ist es, die uns heute wieder berührt und gefangen nimmt.

Freilich hat sich die Wertschätzung der »Pensees« schon seit längerer Zeit vorbereitet. M^{sr}. D'Hulst, der gefeierte Redner von Notre-Dame, der erste Rektor der katholischen Universität von Paris, schrieb schon 1890 im »Correspondant« (25. Sept.) Worte, die auch heute noch alles Wesentliche sagen. Sie sind um so bemerkenswerter, als sie einer schärfsten Ablehnung der »Provinzialbriefe« folgen, deren »souvenir nefaste« irgend ein Unberater (»imprudent«, gemeint war der als Mathematiker hochangesehene Jos. Bertrand) damals zu erneuern suchte: »Es wäre wohl gut sie zu vergessen, um nur noch das ergreifende und ehrfurchtgebietende Bild des vielleicht größten christlichen und französischen Genies vor Augen zu halten, des Menschen, der wohl wie niemand die durchdringende Kraft des Geistes so mit dem Ahnungsvermögen des Herzens verband.« Auch für D'Hulst ist es also nicht der Mathematiker und Physiker, sondern der Pascal der Pensees, die Cousin so mißverstand, daß er darin nur den Skeptiker finden wollte, der an der Vernunft verzweifelt; es ist der unvergleichliche Apologet, der die große Krise des Glaubens vorausahnte und zu seiner Verteidigung den ganzen Menschen aufrufen wollte, den Menschen mit seinem Wirklichkeitsinn, seiner Lebensnähe, mit seinem Sinn für die geheimen Bedürfnisse der Seele. Das begriffen zu haben mitten im Zeitalter Descartes', im Augenblick, da der Mißbrauch des abstrakten Denkens den modernen Skeptizismus heraufführte, das ist der schönste Ruhmestitel Pascals, der ihm die Bewunderung der christlichen Nachwelt sicherte.« D'Hulst meint, wenn dieses einzigartige Leben nicht vor der Zeit gebrochen wäre, - und er schreibt den äußern Zusammenbruch vornehmlich dem verhängnisvollen Einbruch des Janfenis-